

es weiter: „Er verfolgt sie, zieht unversehrt einher, berührt kaum den Pfad mit seinen Füßen!“ Dies gilt wieder von Abraham. Er eilte den Feinden, die Lot weggeschleppt hatten, nach; dabei berührten seine Füße kaum den Boden. Er machte große Schritte, drei Meilen, nach anderen nur zwei Meilen lang. Bei diesem Kriegszug begleiteten ihn keineswegs die 118 Mann seines Gefolges, sondern einzig allein sein Diener Eliezer; denn der Name Eliezer ergibt als Zahl gelesen 118.

Demnach gilt die Aufforderung des Psalms: „Setze dich zu meiner Rechten!“ vom Erzvater Abraham. Heißt es doch verschiedentlich in der Schrift, daß Abraham „aufstand“. Wozu aufstand? Sicherlich, um Platz zu nehmen!

Neben Abraham gehört David und der Davidsohn zu den Leitgestalten israelitischen Glaubens. In einem zweiten Beweisverfahren wird nun Psalm 110 auf den historischen David wie auch auf den kommenden Messias gedeutet. Das Platznehmen zur Rechten wäre ein „Warten“, bis der von Gott verworfene König Saul gestorben und der Weg zum Thron für David frei würde. Die „Feinde, die zu Füßen gelegt werden“, sind demnach Saul und sein Anhang. In der messianischen Deutung wird ein spezifisch rabbinisches Messiasbild sichtbar. Das „Sitzen“ ist von der „Kathedra“, dem Lehrstuhl, zu verstehen. Der Messias wird die Thorah studieren, lesen und lehren, Gott aber die Kriege führen und ihm die Feinde unterwerfen.

Eine eigentümliche Welt, wird man sagen. Sicherlich! Die hier gehandhabte Erklärung ist mit unseren kritischen Methoden, die den Urtext und sein historisches Verständnis erarbeiten wollen, unvereinbar. Der Midrasch setzt sich über den Text mit einer unbekümmerten Selbstverständlichkeit hinweg und steuert dem erahnten Mysterium zu. Das Primäre ist das Glaubensgebäude, dem sich der Schrifttext unterzuordnen hat. Auch das Neue Testament handhabt die Schrift in gleicher, wenn auch nicht immer in so herausfordernder Art. Da den Rabbinen der Wortlaut des hebräischen Alten Testaments auswendig verfügbar war, drängten sich ihnen beim Hören einer Vokabel gleich viele andere auf, die sie zu einer theologischen Einheit zusammenzubauen suchten. Die Psalmenerklärung setzt daher die Kenntnis der ganzen Schrift voraus. In der Beherrschung der Schrift waren jene seltsamen Psalmenprediger unserem nachgeborenen, kritischen Zeitalter weit voraus und, mir will scheinen, auch in ihrer theologischen Glut. Sie deuteten das einzelne aus dem Ganzen, während wir, alles zergliedernd, erst das Ganze aufbauen müssen. Ihre Methode ist heute überholt und nicht mehr anwendbar. Was sie aber auf ihre Art sagen wollten, verdient heute neu durchdacht zu werden. Denn an einem Buch, an dem tausend Jahre gearbeitet haben, kann man nicht achtlos vorübergehen. Es wäre nie entstanden, würde nicht die Liebe zum Wort darin glühen. Daher ist die Erschließung der Psalmenmidrasche durch die neue englische Übersetzung eine wertvolle Bereicherung auf dem theologischen Büchermarkt.

Mautern (Steiermark)

Univ.-Prof. DDr. Claus Schedl

Briefe der Kirchenväter. Briefe sind Offenbarungen menschlicher Seele. Darum wird ihnen in der weltlichen Literaturgeschichte große Bedeutung geschenkt. Dies gilt aber auch für die altchristliche Literatur, für die Patristik. Die Kirchenväter schrieben nicht bloß Monographien, sie richteten auch Briefe an Freunde und Bekannte und belebten so ihr Zeitalter. Wir haben zwar im theologischen Unterricht von Briefen der Kirchenväter gehört, aber mehr im allgemeinen. Ich will daher im besonderen einen kleinen Ausschnitt aus dem Briefwechsel der Väter geben, wobei

ich freilich Briefe mit persönlichen Adressaten, nicht solche an Gemeinschaften, wie Hirten schreiben, heranziehe¹⁾.

Als erster Brief an einen persönlichen Adressaten begegnet uns in der Patristik der Brief des hl. Ignatius von Antiochien an den hl. Polykarp. Ignatius hatte auf seiner Reise von Antiochien zum Martyrium nach Rom unter Trajan (98—117) sieben Briefe geschrieben: sechs an die Christengemeinden von Ephesus, Magnesia, Tralles, Rom, Philadelphia, Smyrna und einen an seinen Mitbischof Polykarp. Diese Briefe gehören zu den schönsten und rührendsten Dokumenten des christlichen Altertums. An seinen jüngeren Mitbischof Polykarp richtete Ignatius ein Abschiedsschreiben, in dem goldene Worte über Hirtenpflichten, über Starkmut und Geduld in der Verfolgung enthalten sind. So heißt es im Kapitel 2: „Die Zeit verlangt nach Dir, damit Du zu Gott gelangst, wie der Steuermann nach dem Wind, wie der vom Sturm Bedrängte nach dem Hafen.“ Und im Kapitel 3 schreibt Ignatius: „Lerne die Zeiten kennen! Den erwarte, der über der Zeit ist, den Zeitlosen, den Unsichtbaren!“ Wir können in den Briefen des hl. Ignatius dessen Sehnsucht nach dem Martyrium und Todesbereitschaft nur bewundern.

Dem 3. Jahrhundert gehört der Brief an Diognet an. Wir kennen nicht den Verfasser und auch von den persönlichen Verhältnissen Diognets wissen wir nichts. Formell ist der griechisch geschriebene Brief ein stilistisches Meisterstück. Er enthält ein wunderbares Zeugnis für das heilige Leben der Christen, besonders im 5. Kapitel. Dort heißt es von den Christen: „Sie legen einen wunderbaren und anerkanntermaßen überraschenden Wandel in ihrem bürgerlichen Leben an den Tag — jede Fremde ist ihnen Vaterland und jedes Vaterland ist ihnen Fremde; sie sind im Fleische, leben aber nicht nach dem Fleische. Sie weilen auf Erden, aber ihr Wandel ist im Himmel — sie lieben alle, werden aber von allen verfolgt.“ Der zwölf Kapitel lange Brief ist wirklich eine Perle unter den Schriften des christlichen Altertums.

Eine wertvolle Quelle für die kirchliche Lage um die Mitte des 3. Jahrhunderts stellt der Briefwechsel des hl. Cyprian († 258) dar. Es sind 81 Briefe, welche unter dem Namen Cyprians bekannt sind. Davon sind 65 von dem karthagischen Bischof selbst geschrieben, die übrigen aber an ihn adressiert. Sie stammen aus der bischöflichen Zeit (249—258) und spiegeln die Fragen wider, welche damals die Kirche bewegten. Zu Anfang seines Pontifikates wütete die Dezische Christenverfolgung. Um sich seiner Diözese zu erhalten, floh Cyprian in die Wüste und leitete sie von seinem freiwilligen Verbannungsort aus. Brieflich tröstete, stärkte und ermutigte er seine Diözesanen. „Lasset uns unsere Blicke zum Himmel erheben, damit nicht die Erde mit ihren Reizen und Lockungen uns berücke“, sagt er 250 in einem Briefe an die Presbyter und Diakone. Er sorgte auch wirtschaftlich für die Verfolgten. Cyprian dehnte seine Sorge um die Verfolgten sogar bis nach Rom aus. Er drückte den römischen Märtyrern seine Anerkennung aus. So schreibt er 250 an die römischen Presbyter Moyses und Maximus: „Ihr seid die fetten Trauben im Weinberge des Herrn, die mit ihren schon reifen Beeren dem Drucke der feindlichen Welt ausgesetzt sind, und ihr bekommt unsere Kelter in den Qualen des Kerkers zu fühlen; anstatt des Weines vergießt ihr euer Blut, und mutig und entschlossen, die Leiden zu ertragen, leert ihr mit Freuden den Kelch des Martyriums.“ Von seinem Verbannungsorte aus nahm Cyprian in einigen Briefen 250 zur voreiligen Aufnahme der Lapsi in die kirchliche

¹⁾ Der Arbeit liegt die „Bibliothek der Kirchenväter“, Kempten und München 1911 ff., zu Grunde.

Gemeinschaft Stellung. Die Entscheidung darüber, sagt er, liege beim Bischof; nur in Todesgefahr sei eine beschleunigte Aufnahme in die Kirche zulässig.

Das Schisma des Fortunatus nötigte Cyprian zu Anfang des Jahres 251, sein Versteck zu verlassen und sich nach Karthago zu begeben. Er stellte hier die Ordnung wieder her. Die Gegner wandten sich nach Rom. Hier kam es nun zum Schisma des Novatian, der als Gegenpapst auftrat. Cyprian wechselte mit den rechtmäßigen Päpsten Cornelius (251—253) und Lucius (253—254) diesbezüglich eingehende Briefe, in welchen er die Päpste seiner Treue versicherte.

Die Kirche wurde damals tief aufgewühlt durch den Ketzertaufstreit. Auch Cyprians Briefwechsel wird hievon stark berührt. Er verfocht bekanntlich mit den afrikanischen und kleinasiatischen Bischöfen die Ungültigkeit der von den Ketzern gespendeten Taufe. Papst Stephanus (254—257) vertrat aber die Gültigkeit der Ketzertaufe. In Briefen an einzelne Bischöfe, wie an Quintus in Mauretanien 255, Jubaianus 256 und Pompeius 256, beide ebenfalls in Mauretanien, setzte Cyprian seine Ansichten bezüglich der Ungültigkeit der Ketzertaufe ausführlich auseinander. Ja, in einem Synodalschreiben 256 an Papst Stephan vertrat er fest und bestimmt seine Auffassung. Es drohte zwischen beiden Männern zum Bruch zu kommen. Doch wurde dieser durch den Ausbruch der Valerianischen Verfolgung und den Tod des römischen Bischofs (257) verhindert. Cyprian hat den Taufstreit als eine disziplinäre Angelegenheit betrachtet.

In der Verfolgung des Kaisers Valerian erstand den verfolgten Christen in ihm wiederum ein warmer Tröster. So schreibt er 257 an seine in Bergwerken schmachtenden Brüder: „Ihr werdet nach der Finsternis der Welt das glänzendste Licht schauen und eine Herrlichkeit empfangen, die alle Leiden und Kämpfe überstrahlt.“ Die Adressaten schrieben ihm hiefür einen rührenden Dankesbrief, weil er mit seinen Worten „die Finsternis des Kerkers erleuchtete“. Die Verfolgung machte auch vor Cyprian nicht halt. Vor seinem Martyrium schrieb er 258 einen ergreifenden Abschiedsbrief an seine Presbyter, Diakone und alle Gläubigen. Am 14. September 258 traf ihn der Todesstreich durch das Schwert. Die Briefe Cyprians sind in einem trefflichen Stil geschrieben. Sie sind im allgemeinen nicht lang. Nur in wenigen Fällen erreichen sie einen Umfang von 20 Kapiteln. In allen aber tritt uns die edle, glaubensfreudige, kluge, opferbereite und hochsinnige Persönlichkeit des heiligen Kirchenvaters entgegen.

Im Jahrhundert des Arianismus sind besonders zwei Kirchenväter durch ihre Briefe von Bedeutung: Athanasius und Basilius. Athanasius († 373), Hauptkämpfer gegen die Irrlehre des Arius, hat unter anderem vier Briefe an seinen Freund Serapion, Bischof von Thmuis (Unterägypten), geschrieben. Dieser hatte ihn um Aufklärung über die Irrlehre der Pneumatomachen (Leugner der Gleichwesentlichkeit des Heiligen Geistes) gebeten. Athanasius tat dies in seiner deutlichen, leichtfaßlichen, besonders auf der Heiligen Schrift beruhenden Weise in vier Briefen aus dem Jahre 362. Der erste „Brief“ überschreitet den üblichen Rahmen in seiner Breite. Er hat nämlich 33 Kapitel. Die anderen Briefe sind kürzer. Die Briefe sollten auch praktischen Zwecken (Vorlesen) dienen. Berühmtheit hat der Brief des hl. Athanasius an Epiktet von Korinth 371 erlangt. Der Brief befaßt sich mit der Irrlehre der Apollinaristen, welche die menschliche Seele in Christus leugneten. Auch dieser Brief zeichnet sich durch große Deutlichkeit, ja Volkstümlichkeit aus und ist für weitere Kreise berechnet. Athanasius verzichtete in seinen Briefen auf eine künstlerische Form.

Ein eleganter und herzlicher Briefschreiber war Basilius († 379). Von ihm sind uns einige hundert Briefe überliefert. Sein leidender Zustand veranlaßte ihn, Besuche

durch Briefe zu ersetzen. Seine Briefe sind meist nicht lang und in einem feinen, klassischen Stil geschrieben. Sie geben, wie Ehrhard sagt, ein farbenreiches Bild seiner vielseitigen Wirksamkeit. Obenan stehen die dogmatischen Briefe. Er wandte sich an Athanasius betreffs der Organisation des Kampfes gegen den Arianismus. So heißt es in einem Briefe 371/72: „Die ganze Kirche ist in Auflösung, wie auch deiner Einsicht nicht verborgen ist. Du siehst ja gleichsam von der höheren Warte eines beobachtenden Geistes herab alles und jedes.“ Besonders nachdrücklich verlangte Basilus die Hochhaltung des nikänischen Symbolums und die Anerkennung der Gleichwesentlichkeit des Heiligen Geistes, so unter anderem in einem Briefe an Eusebius, Bischof von Samosata, bezüglich des Eustatius 373. Von dem dogmatischen Scharfsinn des hl. Basilus gibt Zeugnis der Brief an den Comes Terentius, einen hohen Beamten, vom Jahre 375, in welchem er den Unterschied zwischen Hypostase und Wesenheit erläuterte.

Nicht wenige Briefe sind moralisch-aszetischen Inhalts. So rät er 372 einer Patrizierin in Caesarea, täglich die hl. Kommunion zu empfangen. Basilus war aber nicht nur ein Mann des Verstandes und des Geistes, in ihm schlug auch ein warmes Herz. Das beweisen seine zahlreichen Freundschaftsbriefe. An seinen Jugendfreund Gregor von Nazianz schrieb er unter anderem 360 einen kurzen, entzückenden Brief über die reizende Landschaft seiner Einsiedelei im Pontus, den Alexander von Humboldt ins Deutsche übertragen hat. An seinen Bruder Gregor von Nyssa schrieb er 369/70 einen langen dogmatischen Brief, den Arianismus betreffend. Über Land und Meer unterhielt er eine Korrespondenz mit Ambrosius von Mailand, wie sein Brief 375 über die Reliquien beweist, in welchem von „fortlaufenden Korrespondenzen“ die Rede ist. Mehrere seiner Briefe dogmatischer Natur sind an seinen Freund, den Bischof Amphilochius von Ikonium, gerichtet. Interessant ist der Briefwechsel des Basilus mit dem heidnischen Rhetor Libanius 356—372, in dem eine feine Urbanität dieser zwar weltanschaulich getrennten, aber geistig hochstehenden Männer zutage tritt. Man möchte da sagen: *Les beaux esprits se recontrent.* Alles in allem, in den Briefen des hl. Basilus leuchtet der ideale, herrliche Charakter unseres Kirchenvaters auf.

An der Wende des 5. Jahrhunderts stehen zwei große Männer, deren Briefwechsel auch von größtem Interesse ist: der hl. Hieronymus und der hl. Augustinus. Von Hieronymus, dem Philologen unter den Kirchenvätern († 420), sind an die 150 Briefe auf uns gekommen. Das Wort „Brief“ ist hier im weiteren Sinne zu verstehen. Es handelt sich zuweilen um ganze Abhandlungen. Hieronymus hat selbst manche Briefe als libelli bzw. libri bezeichnet. Sein Stil ist gut. Die Briefe wurden von Erasmus von Rotterdam gelesen und gelobt. Sie sind auch eine Fundgrube kulturhistorischen Wissens. Der Inhalt der Briefe ist mannigfach. An sechs Mönche gingen im Jahre 374 Briefe von Stridon aus ab mit der Bitte um ihr Gebet. An seine geistlichen Töchter Eustochium, Marcella und Paula schrieb er mehrmals Briefe. Ein Brief an Eustochium 384 beschäftigt sich vor allem mit der Jungfräulichkeit. Hieronymus leistet sich hier eine Überspitzung. Er bringt es so heraus, als ob im Neuen Testament die Jungfräulichkeit die Norm, die Ehe die Ausnahme wäre (Kapitel 21). Er schrieb aszetische Briefe an Priester und Frauen, zum Beispiel an Geruchia, eine gallische Witwe, über die einmalige Ehe (409); Mahnbriefe und pädagogische Schreiben, zum Beispiel 401 an Laeta, woraus wir ersehen, daß Hieronymus auch ein pädagogisches Verständnis besaß. Er hat auch Mitgefühl mit vom Leide Betroffenen. Daher verfaßte er 384 einen Trostbrief an Marcella anlässlich des Todes ihrer Freundin Lea. An Papst Damasus (366—384) schrieb er einen exegetischen Brief über das Gleichnis vom verlorenen

Sohn, in dem er in meisterhafter Weise auf Ersuchen des Papstes die Parabel erklärt. Hieronymus bekämpfte die Irrelehr, vor allem den Pelagianismus. Er forderte zum Beispiel Bonifatius, einen Jugendfreund, der mit der päpstlichen Würde bekleidet wurde (418—422), brieflich auf, den Pelagianismus auszurotten. Er schrieb 398 in einem Ehefall an den Priester Amandus.

Von großem Interesse sind die Briefe des hl. Hieronymus an den hl. Augustinus. Wir werden bei letzterem darüber sprechen. Wenn beide Männer auch in bezug auf die Bibelwissenschaft differieren, so sind sie doch einig im Kampf gegen den Pelagianismus. Davon gibt Zeugnis der Brief des Hieronymus an Augustinus vom Jahre 418, in welchem er seinen Freund zum erfolgreichen Kampf gegen die Pelagianer beglückwünscht. Ehrhard sagt, daß die Briefe des hl. Hieronymus ein glänzendes Zeugnis ablegen für seine aufrichtige Frömmigkeit, seine strenge Lebenshaltung, seine kindliche Liebe zur Kirche und seine unentwegte Rechtgläubigkeit.

Von Augustinus, dem größten unter den Kirchenvätern († 430), sind über 200 Briefe auf uns gekommen. Ihr Umfang erstreckt sich vom Kurzbrief bis zum „Buche“. Sie sind in einer edlen und gewandten Form gehalten. Der Inhalt entspricht der Spannweite seines Geistes und seiner vielfältigen Tätigkeit. In die Zeit 386/87 fallen philosophische Briefe an seinen Freund Nebridius, der sich gleich ihm auf die Taufe vorbereitete. Briefe, die kirchliche Disziplin betreffend, zum Beispiel an Bischof Aurelius über die Gastmäher an den Gräbern der Verstorbenen, verfaßte er im Jahre 392. An „gewisse“ Klosterfrauen richtete er 423 ein Schreiben, in welchem er den Schwestern eine Regel gibt, aus der dann später mutatis mutandis die Regel der regulierten Chorherren entstand. Wie bereits oben bemerkt, ist von besonderem Interesse der Briefwechsel des hl. Augustinus mit dem hl. Hieronymus. Augustinus eröffnete ihn als Presbyter in den Jahren 394/95. Er hat vor allem biblische Fragen zum Gegenstand. Die ersten Briefe, welche die beiden Männer wechselten, führten zu einer Spannung. Hieronymus war gereizt darüber, daß der erste Brief, den Augustinus an ihn richtete, früher in die Öffentlichkeit kam als in seine Hände, noch mehr aber darüber, daß Augustinus seine Exegese über den Auftritt zwischen Petrus und Paulus im Galaterbrief scharf kritisierte. Dank der Hochherzigkeit des hl. Augustinus glätteten sich aber die Wogen wieder, und der spätere Briefwechsel verlor die Bitterkeit.

Freilich, eine gewisse sachliche Differenzierung blieb bestehen. Dies zeigt der Briefwechsel vom Jahre 403. Augustinus ließ durch den Diakon Cyprian einen Brief übermitteln, in welchem er gegen die direkte Übersetzung des Alten Testaments aus dem Hebräischen Bedenken äußerte und dem hl. Hieronymus die Übersetzung aus der LXX empfahl. Dieser antwortete im Jahre 404. Auf einen früheren Gedanken-austausch zurückgreifend, besonders was die Exegese von Gal 2, 14 anlangt, verteidigte Hieronymus seine neue Bibelübersetzung überzeugend. Der Brief des hl. Augustinus hat sechs Kapitel, während jener des hl. Hieronymus 22 Kapitel umfaßt. Als Philologe erweist sich Hieronymus als der Größere, als Dogmatiker hingegen Augustinus.

Augustinus war ein Kämpfer für die Wahrheit. Darum richten sich zahlreiche seiner Briefe gegen die Häresie. Er schrieb viele Briefe zum donatistischen Schisma, an Freund und Feind. So wandte er sich zum Beispiel 416 an den katholischen Bischof Johannes von Jerusalem und 399 an den donatistischen Bischof Crispinus von Kalama. Augustinus ist es vor allem um die Einheit der Kirche zu tun. Auch die Priszillianisten machten ihm Sorge, wie aus einem, allerdings undatierten Schreiben an den Bischof Ceretius hervorgeht. Den *doctor gratiae* berührte nicht wenig der pelagianische Streit. Er schrieb 416 einen 19 Kapitel langen Brief an Papst Innozenz (401—417), in welchem

er in scharfsinniger Weise die Irrlehre des Pelagius zerfleckte. Er übersandte dazu ein Buch des Pelagius und bat den Papst, den Irrlehrer nach Rom zu berufen und wegen der in dem Buche enthaltenen Irrlehren zur Rede zu stellen. Auch den Anfängen des Semipelagianismus wandte er noch seine Aufmerksamkeit zu, wie der Brief an Vitalis, einen Angehörigen der Kirche von Karthago, im Jahre 426 beweist. Dazu kommen schließlich noch Seelsorgebriefe, wie 423 an Felicia, die er ermahnte, sich an den schlechten Sitten unwürdiger Priester nicht zu stoßen. Ehrhard sagt von den Briefen des hl. Augustinus, daß sie seine Persönlichkeit in einem viel höheren Maße offenbaren als seine übrigen Schriften; aus seinen Charakterzügen, von denen bald der eine, bald der andere aufleuchte, entstehe vor dem geistigen Auge des heutigen Lesers das Gesamtbild eines ganz großen Menschen.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, das Interesse der Leser an den Briefen der Väter anzuregen!

Schwanenstadt (OÖ.)

Dr. Franz Neuner

Unsterblichkeit und Parapsychologie. Das Problem der persönlichen Fortexistenz nach dem Tode ist das primäre, allgemeine Anliegen der Menschheit. Die Beantwortung dieser Frage ist von entscheidender Bedeutung für die Sinngebung und die praktische Gestaltung des menschlichen Lebens und ist damit ebenso maßgebend für die Kultur und die Geschichte der Menschheit. Mit der positiven Bejahung dieser Frage wird die Geschichte der Menschheit zur Heilsgeschichte; bei ihrer Verneinung bleiben die Menschen dagegen in dem steten Dilemma zwischen Genußgier und Verzweiflung, wenn sie sich nicht auf noch fragwürdigere Ersatzleistungen stürzen.

Der Unsterblichkeitsglaube ist weder auf „menschliche Eitelkeit“ zurückzuführen, wie Plinius einst gemeint hat, noch hat der Materialismus eines L. Feuerbach recht, wenn er die Unsterblichkeitshoffnung in den leeren Wunschgedanken eines sublimierten Egoismus aufzulösen sucht. Die Unsterblichkeit ist keine ausgesprochen übernatürliche Gnadengabe, wohl aber eine natürliche Eigenschaft der menschlichen Seele. Mit Thomas von Aquin leitet die Scholastik ähnlich wie schon Plato und Aristoteles aus den immateriellen Objekten und Akten des reinen Denkens und Wollens auch die Immaterialität, die Einfachheit, die Unzerstörbarkeit — und damit auch die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ab. Der Unsterblichkeitsglaube stützt sich unmittelbar auf die religiöse Offenbarung und letztlich auf die Tatsache der Auferstehung Christi. Das psychologische Argument der Scholastik für die Unsterblichkeit als der letzten Erfüllung der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe und des menschlichen Sehns deckt sich praktisch mit Kants Postulat von der Unsterblichkeit als der Vollendung des Sinnes des menschlichen Lebens.

In seiner Schrift „Unsterblichkeit“ (Leo-Lehnen-Verlag, München 1951) hat Aloys Wenzl in umfassender Zusammenschau das vorliegende Problem bewußt im Zusammenhang mit allen zeitgemäßen und drängenden Fragen, mit dem Raum-Zeit-Problem, mit der Relativitätstheorie und der Quantentheorie behandelt. Dabei glaubt er feststellen zu können, daß heute nicht so sehr der Materialismus die großen Ewigkeitshoffnungen der Menschen zu zerstören drohe als vielmehr das Fehlen der Erfahrung und das Fehlen einer Vorstellungsmöglichkeit. Praktisch stellt er darum die Frage: „Warum geben die kein Zeichen, mit denen wir doch über den Tod hinaus in Liebe und Gedanken verbunden sind, wenn sie noch leben? Liegt es an uns oder an ihnen? Sind sie stumm und wir blind?“ Oder wird die Kundgabe der jenseitigen Welt schon dadurch Wirklichkeit, daß wir uns, wie Th. Fechner meinte, bleibend mit ihnen